

Zum deutschen Unterricht in der Unter-Secunda.

Daß der an sich nicht leichte Unterricht in der deutschen Sprache auf der Unter-Secunda dadurch erheblich schwieriger geworden ist, daß die Abschlußprüfung in diese Klasse gelegt wurde, dürfte wohl niemand leugnen. Wie ernst diese Aufgabe genommen wird, beweist u. a. das Beispiel des Direktors H. Kretschmann, der — *minima non curat praetor* — selbst diesen Unterricht an seiner Anstalt übernommen hat, was die Beilage zum Programm des Königl. Gymnasiums zu Danzig: Deutsche Aufsätze in Unter-Secunda von Dr. H. Kretschmann. Danzig. A. Müller. 1894. (N. 28) zeigt, deren Fortsetzung drei Jahre später (1897) erschienen ist. Von der Richtigkeit der in diesen Programmen entwickelten Grundsätze überzeugt, machte ich, *contentus iis, quae sint ab aliis inventa*, den Versuch, der in der Schrift zwar nicht geradezu ausgesprochenen aber doch durch ihre ganze Anlage vorausgesetzten Forderung nach zu kommen und meinen deutschen Unterricht in der Unter-Secunda so zu unterstützen, daß ich jedes der Klasse gestellte Thema selbst bearbeitete. Und ich darf wohl behaupten, daß ich die Erfahrungen, welche Kretschmann nach seiner Angabe I. S. 3 u. 4 über den mannigfachen Nutzen dieser Musteraufsätze gemacht hat, fast Wort für Wort bestätigen kann. Freilich habe ich meine Aufsätze nicht ganz in derselben Weise verwenden können, wie es Kretschmann gethan hat. Denn da ich mich leider des Vorzugs „einer tadellosen Handschrift“ nicht erfreue, mußte ich den allerdings auch anfangs zweimal gemachten Versuch eine von mir selbst hergestellte Reinschrift einer solchen Arbeit unter den Schülern umlaufen zu lassen, bald aufgeben. Ich beschränkte mich also darauf, entweder eine von anderer Hand angefertigte saubere Abschrift dafür eintreten zu lassen, oder, was mir auch ausreichend erschien, die Musteraufsätze nur vorzulesen. Ausdrücklich bemerke ich hier, daß der Ausdruck „Musteraufsätze“ in meinem Sinne nicht einmal das bedeuten soll, was Bahnsch in seinem Programm (Beilage zu den Schulnachrichten des Königl. Gymnasiums zu Danzig: Deutsche Musteraufsätze für die Prima. Danzig. A. Müller. 1892 [No. 28]) darunter versteht, nämlich „eine Leistung, die wir jedem Lehrer des Deutschen, wofern er seiner Aufgabe gewachsen ist, zutrauen dürfen.“ Meine im vorliegenden Programm gegebenen Ausarbeitungen sollen nur Leistungen sein, wie wir sie von einem reifen Schüler der betreffenden Klassenstufe verlangen können, wenn er für seine Arbeit das beste Prädikat: „sehr gut“, erhofft.

Der Gang des Unterrichts also, wenn es sich um die Beschäftigung mit einem Aufsatz handelt, ist der, daß die Schüler acht Tage, nachdem ich ihnen das Thema genannt, eine Disposition abzuliefern haben, über deren Ordnung ich meistens bei der Angabe des Themas einige Andeutungen mache. Da diese Dispositionen auf der Unter-Secunda in der Regel nur mehr oder minder sorgfältige Stoffsammlungen sind, so lese ich am Ablieferungstage meine eigene unterdessen gleichfalls vollendete bereits disponierte Stoffsammlung vor, nach welcher sich die Schüler, soweit sie aufgemerkt haben, — denn nachgeschrieben darf nicht

werden — sich bei der Anfertigung des Entwurfs richten können, den sie acht Tage später abgeben, und den ich mir, um Zeit zu sparen, zu Hause ansehe. In der Stunde selbst aber verlese ich meine Musterarbeit, damit die Schüler, was sie davon behalten, für den eignen Aufsatz benutzen können. So verfare ich jedoch nur im ersten Halbjahre, da sie mittlerweile so weit herangebildet sind, daß ich im zweiten Halbjahre meinen Aufsatz erst nach der Abgabe der Reinschrift ihnen mitzuteilen für nötig halte. Zur Durcharbeitung des Entwurfes lasse ich ihnen vierzehn Tage Zeit. Alsdann wird die Reinschrift abgenommen und möglichst schnell, so lange die Teilnahme der Klasse noch frisch ist, corrigiert zurückgegeben. Freilich befolge ich den Grundsatz bei der Correctur, nicht alles anzustreichen, was nicht absolut richtig ist, sondern nichts anzustreichen, was nicht geradezu falsch ist. Eine solche Correctur wird dann aufs glücklichste ergänzt und unterstützt durch die erwähnte während der Rückgabe erfolgende Mitteilung eines Musteraufsatzes. Und diese Erleichterung der Correctur ist so bedeutend, daß die Mühe und Zeit, welche die Anfertigung solcher eigenen Muster kostet, zum Teil aufgewogen wird, wengleich dieser Zeitaufwand von dem ohnedies schon genügend beschäftigten Lehrer nicht gefordert werden darf. Hierin stimme ich mit Bahnsch überein. Hält also ein Lehrer die Befolgung des Grundsatzes alle gestellten Themen selbst zu bearbeiten für nötig, so mag das anerkannt werden, aber verlangt werden kann dies nicht. Selbstverständlich begnüge ich mich nicht damit die gemachten Fehler allein durch meine Bemerkungen in den Heften und die Vorlesung des Musters richtig zu stellen, sondern bestimme jeden Schüler zu einer kurzen, mündlichen Besprechung seines Aufsatzes, verzichte dagegen auf jegliche schriftliche Berichtigung, die oft länger wird als die eigentliche vielleicht gar nicht schlecht beurteilte Arbeit.

Dergleichen Besprechungen haben mich freilich zu einer Ansicht gebracht, die auch von Bahnsch geteilt wird, jedoch von der durch Kretschmann gemachten Erfahrung abweicht, daß nämlich die Schüler nicht so ganz weltfremd sind, wie sie der letztere darstellt, sondern meistens wissen, was sie sagen wollen oder sollen, aber den passenden Ausdruck dafür nur schwer finden und oft erst nach wiederholten vergeblichen Versuchen die unbeholfenen und steifen Worte zurecht zu rücken auf das richtige geführt werden können. Allerdings mag das Schülermaterial in Danzig, wo sich höhere Lehranstalten verschiedener Art befinden, in den Gymnasien besser sein, so daß der Stil den Gymnasiasten weniger Mühe macht. Andererseits lernen die Schüler einer Großstadt vieles kennen, was Kleinstädtern verschlossen bleibt; und wenn Kretschmann die Kinder des platten Landes vor jenen bevorzugt nennt, so sind sie es m. E. sicherlich nicht durch eine größere Fülle von Anschauungen.

Wie ich nun meinen Schülern über die angedeuteten Schwierigkeiten hinweg zu helfen gesucht habe, mögen einige Proben solcher von mir angefertigter Musterarbeiten zeigen. Da diese sehr schlicht und kurz sind, beschränke ich mich darauf nur die Ausführungen selbst zu bieten ohne die Gliederung, die in der Praxis des Unterrichts jeder Reinschrift vorangestellt werden muß.

1.

Ein Rundblick von dem Kopfe der Nordermole.

Man hört oft unsere Heimatprovinz Ostpreußen als eine Gegend bezeichnen, gegen welche die Natur besonders karg gewesen sei. Und doch ist gerade auch dieses Stück der Erde, obwohl sein Reiz sich mit den großartigen Schönheiten anderer Länder nicht messen kann, keineswegs arm an Orten, auf denen das Auge des Beschauers gern verweilt, und die den Malern manchen dankbaren Vorwurf für ihre Kunst liefern könnten. Zu diesen bevorzugten Plätzen, weil wir hier die seltene Vereinigung von Meer und Wald finden, gehört auch die Stadt Memel und ihre Umgebung, welche reich ist an Aussichtspunkten, von denen man Land und See zugleich überschauen kann.

So bietet sich in nächster Nähe der Stadt ein reizvolles Bild unseren Blicken dar, wenn wir, auf der Spitze der Nordermole, welche zur Sicherung der Schifffahrt weit in das Meer hineingebaut ist, stehend, sie über das Fleckchen Erde schweifen lassen, das dann in unserem Gesichtskreise liegt. Dicht zu unsern Füßen schlagen die weiß schäumenden Wellen an die Granitmauer der Mole und brechen sich an den mächtigen Steinblöcken zerstiebend, welche zum Schutze des Bauwerks zu seinen beiden Seiten aufgetürmt sind. Weiterhin eilen die mit blitzenden Kämmen geschmückten Wogen dem gelben Strande zu, der sich in einem großen von Osten nach Süden hinziehenden Bogen ausbreitet. Rot und schwarz gestrichene Badebuden unterbrechen freundlich die hellgelbe Sandfläche, die an verschiedenen Stellen dadurch belebt wird, daß Fischer ihre Böte ins Wasser bringen, um sie für den Fischfang auszurüsten. Männer, Weiber und Kinder tragen wetteifernd Netze, Ruder und andere Gerätschaften herzu, und bald schaukelt das Boot lustig auf den grünen Wellen. Hier und da sehen wir auch wohl Fischer, mit langen bis zur Mitte des Leibes reichenden Stiefeln bekleidet, weit in das Wasser hineinwaten, um mit engmaschigen, an Stangen befestigten Netzen Bernstein aufzufangen, welchen die Ostsee als willkommenes Geschenk an das Land wirft. Allmählich erhebt sich das Ufer zu kleinen mit Strandhafer bewachsenen Hügeln, zwischen denen halb versteckt einzelne Dächer des Dorfes Melneraggen zu sehen sind. Diese überragt eine Reihe von weißen Baken sich scharf abhebend von dem dunkelgrünen Nadelwalde, welcher in weitem Bogen von der schwarzen Kuppe der holländischen Mütze an bis zu dem großen Leuchtturme den Hintergrund schließt. Ueber den Wald hinaus aber steigt noch dieses gewaltige Wahrzeichen für die Schifffahrt empor, mit seinem weithin sichtbaren weiß und roten Anstrich und der auf seiner Kuppel flatternden Fahne einen eigenartigen Gegensatz bildend zu der ihn umgebenden blauen Luft. Im Süden sehen wir hinter der stattlichen Navigationschule die Stadt, deren rote Ziegeldächer aber keineswegs einförmig wirken, da das Häusermeer nicht nur vielfach von dem frischen Laub freundlicher Baumgruppen durchbrochen wird, sondern auch durch mehrere Türme, unter denen besonders der massige Turm der reformierten, der schlank emporstrebende der Johanniskirche und der zierliche des Posthauses auffallen. In größerer Nähe des Beschauers erhebt sich auf grünem Hügel der hölzerne Lotsenturm und der des in streng gotischem Stile erbauten katholischen Gotteshauses, das mit dem ganzen Dache über seine Umgebung hinausragt. Im Vordergrund erblicken wir den

glatten mit bunten Bojen bedeckten Wasserspiegel des Haffs, das, hier in die See mündend, den Hafen der Stadt bildet. Zahlreiche Schiffe ankern auf ihm oder gleiten mit lustig wehenden bunten Wimpeln dahin, umschwärmt von schmucken Böten mit schneeweiß in der Sonne schimmernden Segeln. Nach Westen zu wird das Haff von der Nehrung begrenzt, von deren Nordspitze aus sich die wellenumbrandete Granitmauer der Südermole uns entgegenstreckt. Während wir südlich von den Graswällen eines verlassenen Forts den Hügel, auf dessen Gipfel inmitten einer frisch emporwachsenden Pflanzung der Sandkrug liegt, nur undeutlich gewahr werden, vermag unser Auge um so klarer den Zug der Sanddünen nach Südwesten zu verfolgen, welche dem Beschauer eine einförmig gelbgraue, nur von den Buden des Bades Sandkrug unterbrochene Fläche zeigen, bis der in nebliger Ferne sichtbare dunkle Hochwald von Schwarzort den Hintergrund abschließt, da nur ein sehr scharfes Auge bei ungewöhnlich reiner Luft noch einige südlicher gelegene Bergspitzen unterscheiden kann. Im Norden endlich schweift unser Blick über die tiefblaue See, auf der wie große Vögel Segelschiffe dahinziehen, umgaukelt von Möwenschwärmen, während am Horizont in weiter Ferne Rauchsäulen vorüberfahrende Dampfer ankünden.

So werden wir durch die Mannigfaltigkeit der Aussicht und den abwechslungsreichen Reiz der Umgebung erfreut, welcher sich noch steigert, wenn wir einen der Türme der Stadt oder den Leuchtturm besteigen, weil wir alsdann nicht nur tiefer in das wohlbebaute Land hineinblicken können, sondern auch über die unendliche Fläche des Meeres.

2.

Der Streifzug der Griechen gegen die Drilen.

(Nach Xen. An. V. 2.)*

Als während des Aufenthaltes der Griechen in Trapezunt in der näheren Umgebung der Stadt alle Lebensmittel aufgezehrt waren, sahen sich die Feldherren der Hellenen genötigt, die Trapezuntier um Führer zu bitten, welche sie in entferntere Gegenden geleiten sollten, damit sie aus diesen durch Beutezüge sich den nötigen Vorrat an Nahrungsmitteln verschaffen könnten. Die Trapezuntier jedoch, welche sich der Griechen bedienen wollten, um sich an einigen ihrer Nachbarn wegen erlittener Unbilden zu rächen, führten das hellenische Heer nicht in die Gebiete, deren Fruchtbarkeit die reichste Ausbeute versprach, sondern in das Land der kriegerischen Drilen, welche von ihren Bergen aus zu wiederholten Malen die Bewohner der Ebene von Trapezunt ungestraft gebrandschatzt hatten. Da die Drilen sich dem Angriffe der kriegsgeübten Hellenen nicht gewachsen fühlten, verbrannten sie alle ihre kleineren Plätze und flüchteten ihre kostbarste Habe nach der Hauptstadt, welche sie verteidigen zu können glaubten. Denn diese war nicht nur durch eine rings herumlaufende tiefe Schlucht geschützt, sondern auch von einem starken Pfahlwerk umgeben, dessen Festigkeit durch zahl-

* Eine einfache Erzählung an sich ist für die Klassenstufe zu leicht. Die Schwierigkeit der Aufgabe bestand in der Sichtung des umfangreichen Stoffes, da für diesen Aufsatz eine bestimmte Länge — cum grano salis natürlich verstanden — vorgeschrieben war.

reiche Türme erhöht wurde. Die Griechen hatten nicht sobald erfahren, daß die Drilen hier Widerstand zu leisten entschlossen waren, als sie auch schon ihren Weg nach der Festung nahmen. Und die Leichtbewaffneten, welche die Spitze des Zuges bildeten, gingen schnell durch die Schlucht und erkletterten mutig den der Stadt zugewandten Abhang. Als sie aber am Fuße des Pfahlwerkes angelangt waren, wurden sie so heftig durch einen Ausfall der Besatzung bedrängt, daß sie den Rückzug antreten mußten, der jedoch bei der Steilheit und Unwegsamkeit des Ortes sehr schwer war. In dieser Verlegenheit baten sie Xenophon, welcher den Kern des Heeres führte, um Hilfe. Der Feldherr rückte also mit den Schwerbewaffneten an die Schlucht heran und ließ sie Halt machen, während er selbst mit einigen Hauptleuten in die Tiefe hinabstieg, um den Platz zu besichtigen. Nachdem er sich die Lage des Ortes genau angesehen hatte, und zu der Einsicht gekommen war, daß die Feste nicht uneinnehmbar sei, zog er die Leichtbewaffneten unter dem Schutze des schweren Fußvolkes zurück und schob dieses nach Ueberschreitung der Schlucht bis an die Verschanzungen vor, um nun den Hauptangriff zu wagen. Der Stoß der geschickt aufgestellten Schlachtreihe war so gewaltig, daß die Feinde die Umwallung verließen. Die Griechen überstiegen die Pallisaden, und die Leichtbewaffneten schwärmten, da der Platz genommen zu sein schien, nach allen Seiten aus, um die Plünderung zu beginnen. Die Schwerbewaffneten dagegen hielt der vorsichtige Xenophon noch in der Nähe der Thore zurück, weil er an verschiedenen Stellen innerhalb der Stadt auf befestigten Hügeln Feinde bemerkt hatte, deren Angriff er fürchtete, und aus deren Bewegungen er schloß, daß sich inmitten des Platzes noch eine starke Burg befinden müsse. Und in dieser Annahme täuschte er sich nicht: denn nach kurzer Zeit flohen die Leichtbewaffneten, von Feinden verfolgt, teils mit Beute beladen, teils verwundet auf die Thore zu, so daß der Feldherr der Verwirrung nur dadurch ein Ende machen konnte, daß er nun auch den Schwerbewaffneten das Zeichen gab, in die Stadt einzudringen. Hierdurch wurden nicht nur die Flüchtigen aufgehalten, sondern auch die Feinde wiederum in die Burg zurückgedrängt. Da sich indessen die Unmöglichkeit herausstellte, diese zu erobern, hielten es die Griechen für geraten, nachdem sie die ganze Stadt außerhalb der Burg, gedeckt von den Speeren der Schwerbewaffneten, ausgeplündert, den Rückzug anzutreten. Aber obwohl sie die Pfähle auseinander rissen, um das Hinabsteigen zu erleichtern, hatten sie doch mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn sobald die Feinde den Abzug der Hellenen bemerkten, bedrängten sie nicht nur von der Burg aus den Nachtrab der Abrückenden, sondern bestiegen auch die Häuser, welche den aus dem Mittelpunkte der Stadt nach den Thoren führenden Weg begrenzen, um von hier aus auf die Griechen Speere, Lanzen, Steine und Holzstücke herab zu schleudern. Die Not dieser stieg aufs höchste, da auch die Nacht bereits anbrach. In so schlimmer Lage brachte ein Zufall ihnen Rettung. Als sie nämlich eines der Häuser, von welchem sich die Feinde nun schnell entfernten, in Flammen aufgehen sahen, kamen sie auf den Gedanken, auch die andern Gebäude zu beiden Seiten des Weges anzuzünden und sich so ihrer Angreifer zu erwehren. Und da dieses Mittel einen so guten Erfolg hatte, machten sie auch mitten auf der Straße ein gewaltiges Feuer an, um diejenigen fern zu halten, von denen sie im Rücken bedroht wurden. So zogen sie sich, während der ganze Ort niederbrannte, glücklich zurück, und gelangten, mit Lebensmitteln reich beladen, nachdem sie durch einen Scheinhinterhalt die letzten Verfolger verscheucht hatten, am nächsten Tage ohne erhebliche Verluste im Lager von Trapezunt an.



3.

Warum nennt Cicero den zweiten Mithridatischen Krieg genere ipso necessarium?

Im Jahre 66 vor Christi Geburt hielt Cicero, welcher bis zu dieser Zeit nur als Sachwalter vor Gericht aufgetreten war, zum ersten Male in einer Volksversammlung eine Rede, um den Gesetzesantrag des Manilius zu empfehlen, welcher den Vorschlag gemacht hatte, den Oberbefehl in dem zweiten gegen den König Mithridates von Pontus begonnenen Kriege dem Gnaeus Pompeius zu übertragen.

Nachdem er am Anfange seiner Rede eine kurze Uebersicht über den Verlauf des Kampfes gegeben hat, sucht er zunächst nachzuweisen, daß der Krieg seiner Art nach notwendig sei, und unter allen Umständen siegreich zu Ende geführt werden müsse, weil dieses nicht nur der Vorteil sondern auch die Ehre des römischen Volkes erfordere.

Denn der von den Vorfahren überkommene Kriegsruhm steht auf dem Spiele. Wenn nämlich die Väter der Zeitgenossen Ciceros öfters Kriege angefangen haben, weil Handelsleute belästigt oder Gesandte schroff und übermütig angelassen wurden, so darf Mithridates nicht ungestraft bleiben, weil er nicht nur einen consularischen Gesandten in Fesseln geschlagen und einem qualvollen Tode überantwortet hat, sondern sogar 80,000 römische Bürger an einem Tage grausam hinhängen ließ. Und trotz dieser Schandthat fürchtet er die Rache der Römer nicht, oder sucht ihr dadurch zu entgehen, daß er sich in die Schlupfwinkel seines väterlichen Reiches zurückzieht, sondern er rüstet, obwohl wiederholt von römischen Feldherren geschlagen, unaufhörlich neue Heere und Flotten aus und schickt bis nach Spanien Gesandte, um sich selbst in den entferntesten Ländern Bundesgenossen zu erwerben und das römische Reich von beiden entgegengesetzten Enden der Welt anzugreifen. Für diese Verwegenheit muß den König die verdiente Strafe treffen, wenn anders die Römer ihrer Vorfahren wert bleiben wollen.

Ebenso aber ist es ein zwingendes Gebot der Ehre, welches in früheren Zeiten stets von den Römern hoch gehalten ist, für die Sicherheit der Bundesgenossen zu sorgen, welche theils aus ihrem Reiche vertrieben worden sind wie Ariobarzanes, der König von Kappadocien, theils wie die meisten Staaten Kleinasiens und Griechenlands von den gewaltigen Heeresmassen bedroht werden, die der unversöhnliche Mithridates und sein Schwiegersohn, der mächtige Tigranes von Armenien, zu ihrem Verderben heranzuführen. Zum Schutze aller dieser bedrängten Bundesgenossen ist der römische Staat als ihr Schirmherr verpflichtet.

Wenn jedoch die Berufung auf das Ehrgefühl auf viele keinen Eindruck machen sollte, so dürfen die Römer doch nicht die Rücksicht auf die Vorteile außer Acht lassen, welche der Staat verliert, wenn der Krieg nicht thatkräftig fortgesetzt wird. Es sind nämlich auch die bedeutendsten Steuereinkünfte des Reiches in Gefahr. Denn während die Erträge der übrigen Provinzen kaum die Kosten der Verwaltung decken, ist Asien so reich an fruchtbaren Aeckern und fetten Wiesen, daß die ergiebige Provinz stets beträchtliche Ueberschüsse aufzuweisen hat. Alle diese Einnahmen, zu welchen man auch die Hafenzölle rechnen kann, gehen dem römischen Staatschatze verloren, wenn ein Krieg das Land bedroht, geschweige

es gar verheert. Denn schon die Unsicherheit, welche das bloße Gerücht eines feindlichen Einfalles verbreitet, lähmt die Schifffahrt und den Handel und verödet Felder und Weiden. Darum müssen die Römer alles aufwenden, um sich die Steuern, die man mit Recht die Nerven des Staates nennen könnte, zu erhalten.

Endlich hängt aufs engste mit den Einkünften die Wohlfahrt derjenigen zusammen, welche die Steuern gepachtet haben. Die Pächter nämlich, welche dem römischen Ritterstande angehören, haben gewaltige Vermögen in diesem Unternehmen angelegt. Diese müssen vor dem Verlust ihrer Gelder bewahrt werden, ebenso wie die übrigen, den andern Ständen angehörigen Bürger, die in großer Anzahl theils selbst in Kleinasien Geschäfte machen, theils bedeutende Summen in der Provinz arbeiten lassen. Nimmt sich der Staat aller dieser Bürger nicht an, so dürfte es, selbst wenn ihm ein Sieg die Steuern wiedergäbe, für die Zukunft an Pächtern für diese fehlen, da diejenigen, welche schon einmal ihr Vermögen opfern mußten, nicht mehr die Mittel besitzen werden, wiederum die Steuern zu pachten, andere aber es nicht wagen werden aus Furcht, ihr Hab und Gut einzubüßen. Uebrigens ist die schlimme Wirkung, welche die Verwirrung in Kleinasien auf die Geldverhältnisse der Hauptstadt und des ganzen Reiches ausüben kann, nicht zu unterschätzen. Denn es ist nicht möglich, daß in einem Staate zugleich zahlreiche Bürger ihr Vermögen verlieren, ohne daß sie noch viele andere mit sich in das gleiche Verderben reißen.

Nachdem so Cicero nachgewiesen hat, daß nicht nur die Ehre sondern auch der Vorteil des römischen Volkes die kräftige Fortsetzung des Mithridatischen Krieges verlange, spricht er im weiteren Verlaufe seiner Rede über die Größe und Gefährlichkeit des Kampfes, und empfiehlt schließlich den Pompeius als den einzigen der Aufgabe gewachsenen Feldherrn mit so warmen Worten, daß die Römer diesem die Führung des Krieges wirklich übertragen. Und sie haben das ihm geschenkte Vertrauen auch nicht bereut: denn Pompeius beendete siegreich den langen Krieg und unterwarf Pontus der römischen Herrschaft.

4.

Gedankengang der Rede Ciceros für den Gesetzesantrag des Manilius.

Da die ganze Lebensanschauung Ciceros den großen Redner darauf hinwies, seine geistigen Kräfte in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, so mußte ihm die Gelegenheit, der Bedrängnis der römischen Zollpächter und Bundesgenossen in Kleinasien, welche durch den gefährlichen Krieg mit Mithridates in große Gefahr geraten waren, durch die Unterstützung des Manilischen Antrages abzuwenden, sehr willkommen sein; um so mehr, als er dem mächtigen Pompeius einen wichtigen Freundschaftsdienst dadurch zu leisten hoffte. Es handelte sich nämlich darum, einen dem Könige von Pontus gewachsenen Feldherrn mit der Leitung dieses Krieges zu betrauen. Und weil als der einzige geeignete Führer von dem Volke Pompeius bezeichnet wurde, so hatte der Tribun Manilius beantragt, diesem den Oberbefehl gegen Mithridates zu übergeben.

In der Rede nun, durch welche Cicero den Antrag des Manilius zur Annahme empfahl, versuchte er zunächst die Bedeutung und Gefährlichkeit des Krieges auseinander zu setzen und zu beweisen, daß Pompeius der einzige sei, der bei der Wahl eines Feldherrn in Betracht kommen könne. Die Bedeutung des Krieges lag besonders darin, daß der König von Pontus mit unerhörtem Uebermut die Römer zumal durch das in Kleinasien angerichtete Blutbad schwer gereizt hatte, so daß es schon die Ehre des Staates erforderte, die dem römischen Namen angethane Schmach zu rächen. Außerdem waren die Römer verpflichtet ihre vom Feinde bedrohten Bundesgenossen zu schützen. Aber auch um ihrer eigenen Sicherheit willen mußten sie kräftig eingreifen, da nicht nur die Einkünfte der reichen Provinz durch die wiederholten feindlichen Einfälle verloren gingen, sondern auch, wenn nicht bald die Unsicherheit der Verhältnisse ein Ende nahm, der Verlust großer daselbst angelegter Vermögen der Steuerpächter unvermeidlich wurde.

Aus diesen Gründen mußte der Krieg mit allem Nachdruck geführt werden, obwohl er nicht gerade zu fürchten war. Denn Lucullus hatte durch seine Siege die schlimmste Gefahr bereits abgewendet. Freilich durfte sie darum nicht unterschätzt werden, weil die Unlust der Soldaten des Lucullus ihn in seiner Siegeslaufbahn aufhielt, sein Nachfolger ein unfähiger Mann war, und des Mithridates Verbindung mit dem Könige von Armenien, Tigranes, einen neuen mächtigen Feind auf den Kampfplatz rief.

Einem solchen Kriege war allein Pompeius gewachsen, der im höchsten Grade alle Eigenschaften eines vollkommenen Feldherrn besaß. Seine einzig dastehende Kriegskennntnis hatte er in zahlreichen Kämpfen erworben, die er seit seiner frühesten Jugend theils als Soldat theils als Feldherr mitgemacht. In diesen zeigte er auch eine unvergleichliche Tapferkeit und Tüchtigkeit besonders im Kriege gegen die Seeräuber, wo seine Erfolge die kühnsten Erwartungen übertrafen. Mit dieser Tüchtigkeit verband er eine seltene Unbestechlichkeit, Mäßigkeit, Leutseligkeit, Zuverlässigkeit und Menschenfreundlichkeit, Vorzüge, die ihm wiederum das bei einem Feldherrn so notwendige Ansehen bei Freund und Feind erwarben: denn ebenso wie seine Mitbürger und Bundesgenossen ihn liebten und ihm vertrauten, fürchteten ihn die Feinde, besonders da sein beispielloses Glück ihn als einen Liebling, ja als ein Geschenk der Götter kennzeichnete, das man dankbaren Herzens gebrauchen müsse.

Solche glänzende Eigenschaften dem Vaterlande dienstbar zu machen, war demnach die Pflicht des Staates, zumal da Cicero die Bedenken gegen seine Wahl leicht widerlegen zu können glaubte und zwar durch das Beispiel des Pompeius selbst. Denn der Versuch, vor dem Hortensius warnte, alles einem Manne zu vertrauen, war bereits gerade mit Pompeius gemacht und so gut gelungen, daß man diesem auch zu gute halten durfte, wenn er den Gabinus gegen das Herkommen zu seinem Unterfeldherrn gewählt hatte. Ebenso widerlegte Cicero das Bedenken, welches Catulus gegen die Ernennung des Pompeius geltend gemacht hatte, daß diese nämlich gegen die Grundsätze der Vorfahren verstoße, mit dem Hinweise darauf, daß man bei der Behandlung desselben Mannes schon öfter von den Anordnungen der Väter ohne Schaden abgewichen sei und bei dem vorliegenden Antrage wieder abweichen müsse, da man auch nach der Ansicht maßgebender Männer eigentlich gar keine Wahl habe.

Zum Schlusse forderte der Redner unter Glückwünschen den Antragsteller auf den Mut nicht zu verlieren und rief die Götter zu Zeugen an dafür, daß er gesprochen habe nicht aus persönlichen Gründen sondern zum besten seiner Mitbürger und zum Wohle des Vaterlandes.

5.

Der Gang der Handlung in Körners Zriny.

Von den Dramen des jungen Dichters Theodor Körner hat die stärkste und nachhaltigste Wirkung auf die Zuschauer stets sein Trauerspiel „Zriny“ ausgeübt, weil der Held des Stückes, Graf Niklas Zriny, der Befehlshaber der kleinen Ungarischen in der Nähe der Drau gelegenen Festung Sigeth, uns darin ein leuchtendes Beispiel gibt von Heldenmut, Vaterlandsliebe und Treue bis zum Tode. Die Handlung, deren Träger Zriny ist, spielt in und um Sigeth zur Zeit des Deutschen Kaisers Maximilian, als Sultan Soliman der Große im Jahre 1566 an der Spitze eines gewaltigen Heeres Ungarn überfällt, um als die letzte und schwerste Arbeit seines langen an kriegerischem Ruhme und bewunderungswürdigen Thaten reichen Lebens das deutsche Kaisertum, das Hauptbollwerk der Christenheit, zu vernichten und den Halbmond siegreich auf Wiens erstürmten Zinnen aufzupflanzen.

Bevor aber der eigentliche Kampf beginnt, hält der Großsultan mit den Fürsten seines Heeres einen Kriegsrat in Belgrad an der Grenze Ungarns ab, in dem festgestellt werden soll, welcher Weg zum Siege einzuschlagen sei. Es wird hier darüber beraten, ob der Zug, ohne die im Wege liegende kleine Festung Sigeth zu berücksichtigen, sogleich gegen Wien gehen, oder ob zuvor Sigeth gestürmt werden soll. Der erste Plan, welcher Solimans raschem Geiste mehr zusagt, ist vorteilhafter, da so durch einen Hauptschlag des Gegners Macht schnell zerschmettert werden kann, erfordert aber größere Kühnheit, weil die im Rücken bleibenden Feinde die Sicherheit des Angriffs gefährden. Deshalb neigen sich die Heerführer mehr der andern Ansicht zu, den Feldzug mit der Erstürmung Sigeths zu beginnen, um hinter sich keinen Feind übrig zu lassen. Außerdem erscheint ihnen dieser Entschluß eines Helden würdiger. In ihrer Meinung werden sie durch die Annahme bestärkt, daß der gefürchtete Zriny fern in Wien sich befinde, sodaß der unbedeutende Platz voraussichtlich ohne Mühe eingenommen werden dürfte. Als aber die Nachricht eintrifft, daß der Graf bereits wieder nach Sigeth zurückgekehrt ist, treten sie lebhaft der Anschauung des Sultans bei. Dieser jedoch, dessen Stolz erweckt ist, ändert unerwartet seinen Plan und entscheidet sich, um den berühmten Gegner kennen zu lernen, für die Bestürmung der Festung.

Zriny ist unterdessen nicht müßig gewesen. Sogleich nachdem er den Einzug Solimans in Belgrad und den Uebergang der Türken über die Drau erfahren, hat er zwei seiner tüchtigsten Hauptleute, Alapi und Juranitsch, an der Spitze einer auserlesenen Kriegerschar dem Türkischen Vortrabe entgegen gesendet, welche die plündernden Landesverwüster unerwartet überfallen und nach einem siegreichen Gefechte mit unermesslicher Beute heimkehren. Und da er überdies durch den Boten des Kaisers die Kunde von dem Wunsche Maximilians erhalten hat, die Stadt so lange zu halten, bis er sein Heer bei Raab ergänzt habe, so setzt Zriny die Wälle sorgfältig für eine längere Belagerung instand. Die kleine Besatzung, welche ihn als das Urbild eines Helden liebt und verehrt, bestimmt er durch eine feurige Rede dazu, sich für die Rettung des großen Vaterlandes dem Tode zu weihen, und gibt fest entschlossen zum Sterben demnächst die strengsten Anordnungen, um Ungehorsam oder Feigheit

unmöglich zu machen. Von der ernsten Auffassung seiner verzweifelten Lage zeugt auch sein Befehl die gefangenen Türken zu töten, da die Ungarn ihrerseits ebensowenig auf Schouung zu rechnen haben.

Kaum sind die nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, da naht in ungeheuren Schwärmen das Heer Solimans. Die Stadt wird von allen Seiten eingeschlossen und heftig beschossen. In blinder Wut stürmen die tollkühnen Türken die Mauern, wieder und wieder hartnäckig ihre Angriffe erneuernd, die aber immer unter großen Verlusten abgeschlagen werden. Durch diese Erfolge wächst der Mut der Ungarn, während die Feinde Entmutigung ergreift. Der Zorn Solimans darüber steigt von Stunde zu Stunde; und durch des gefangenen Vilacky heldenhaftes Ende wird er so tief erschüttert, daß seine Umgebung für das Leben des greisen Sultans ernstlich fürchtet und ihn dringend bittet, sich zu schonen. Und dieser, nur von dem Gedanken beherrscht, seinen Willen um jeden Preis durchzusetzen, beschließt, nachdem seine Versuche, sich Sigeths mit Gewalt zu bemächtigen, fehlgeschlagen sind, auf gütlichem Wege der Festung Herr zu werden. Er sendet daher seinen Großvesir als Unterhändler zu Zriny mit dem Versprechen, diesen, falls er sich ergäbe, als Freund und Bundesgenossen zu ehren und ihn zum erblichen Könige von Kroatien zu machen. Weigere er sich aber auf dieses Anerbieten einzugehen, so soll er mit den grausamsten Strafen drohen und mit dem Martertode des jungen Grafen Zriny, den Soliman in seiner Gewalt glaubt.

Zriny's Antwort aber fällt ganz anders aus, als der Menschen verachtende Sultan voraussetzt. Zu gewaltiger Heldengröße sich erhebend, weist der Ungar ohne zu zögern den Preis des Verrates entrüstet, die Drohung männlich und fest ab und läßt als Erwiderung die arg zerschossene Neustadt anzünden, die nicht mehr zu halten ist. Und als auch die Altstadt nach harten Kämpfen preisgegeben werden muß, zieht er sich mit dem Reste der Mannschaft fechtend ins Schloß zurück. Diese Enttäuschung reibt die Lebenskraft Solimans völlig auf. Im Vorgefühle des nahen Todes ordnet er zwar, von dem fieberhaften Wunsche beseelt den Fall Sigeths zu beschleunigen, einen neuen Sturm an, stirbt aber in grimmiger Wut darüber, daß auch dieser abgeschlagen wird.

Indessen ist auch Zriny's Stunde gekommen. Denn als endlich das Schloß in Trümmer geschossen in Brand gerät, der Mundvorrat zur Neige geht, und die Schar seiner Getreuen immer mehr zusammenschmilzt, faßt er den Entschluß, zu enden, wie es eines Helden würdig ist. Geschmückt wie zum Feste macht er einen letzten Ausfall und fällt, alles vor sich niederwerfend, an der Spitze seiner Ungarn, während seine Gattin die Fackel in den Pulverturm schleudert und so das Schloß in die Luft sprengt.

So findet der Held zwar seinen Untergang, erscheint uns aber doch siegreich als Träger des Gedankens, daß es „süß und ehrenvoll sei für das Vaterland zu sterben.“



6.
Uhlands Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben“ —
eine Verherrlichung der Treue.

Unter allen Tugenden des deutschen Volkes wird als die herrlichste gepriesen die deutsche Treue, von welcher die Sagen und alten Heldenlieder singen und erzählen. Daß diese Eigenschaft sprichwörtlich geworden, scheint auch der Held von Uhlands Drama, „Ernst, Herzog von Schwaben“ anzudeuten, wenn er die Treue „des deutschen Volkes Ruhm“ nennt. Ja er selbst bietet uns ein leuchtendes Beispiel der Freundestreue, die er gegenüber seinem verbannten Genossen Werner von Kyburg in allen Lebenslagen durch Gesinnung und That beweist. Als nämlich bei Gelegenheit der Krönung Heinrichs, des Sohnes Konrads des Zweiten, im Jahre 1030 zu Aachen die Kaiserin Gisela ihren Gemahl bittet, ihrem Sohne erster Ehe Ernst, welcher, einst Herzog von Schwaben, seit drei Jahren als Empörer auf dem Gibichenstein gefangen sitzt, zu verzeihen und die Freiheit zu schenken, giebt Konrad unter der Bedingung nach, daß Gisela ihren Sohn, wenn er sich wieder vergehe, weder beschützen noch die Strenge des Vaters hindern solle. Und er verheißt nicht nur völlige Versöhnung, sondern er will Ernst sogar mit dem Herzogtume Schwaben wieder belehnen, wenn er schwört, an keinem seiner Feinde Rache zu nehmen und seinen flüchtigen Freund Werner, der ihm zum Aufstande geraten hat, aufzugeben und ergreifen zu helfen. Den ersten Schwur leistet der Herzog, dessen Sinn das Unglück geläutert hat, willig und gern. Gegen das andere Verlangen des Vaters empört sich sein Ehrgefühl, welches ihm gebietet, seinem Jugendfreunde die Treue zu halten. Und obwohl die Reichsacht über ihn verhängt wird, und der Kirchenbann ihn trifft, weigert er sich doch den geforderten Eid zu leisten, weil er die Treue höher schätzt, als den Glanz der Fürstenkrone. Ebenso fest hält er an seinem Genossen im Elend. Als die verbannten Freunde einander wiedersehen, erneuern sie den Treuschwur und ziehen vereint nach Schwaben, um sich dort einen Anhang zu sammeln. Anfangs streifen sie wie Räuber unstät durch die Wälder. Bald aber öffnet ihnen Adalbert von Falkenstein, der Mörder von Ernsts Vater, zur Sühne der Unthat seine Burg, und ihre Macht wächst, als sich auch Warin nach dem Tode von Ernsts jüngeren Bruder Hermann mit einer auserlesenen Schar ihnen anschließt. Je bedrohlicher die Empörung wird, um so eifriger rüstet sich auch der Kaiser ihr zu begegnen, so daß den unzertrennlichen Freunden bald Gelegenheit geboten wird, ihre Treue im Kampfe zu bewähren. Graf Mangold, der einst Ernst treulos verlassen, weil er selbst aus dem schwäbischen Herzogsgeschlecht Burkhardts stammt und nach der Krone strebt, wird vom Kaiser beauftragt, den Aufstand zu dämpfen und umzingelt, vergeblich von Werner an die Lehnstreue, die er Ernst schuldet, erinnert, den Zufluchtsort der Empörer, Falkenstein. Um nicht zu verhungern, machen die Belagerten einen Ausfall und wehren sich im Entscheidungskampfe gegen die sie umringende Uebermacht mit dem Mute der Verzweiflung. Ernst führt den schwer verwundeten Werner aus der Schlacht, welcher mit der Mahnung an seinen Freund, sich zu retten, stirbt. Dieser aber will auch im Tode seinen Gefährten nicht verlassen. Er weist die Aufforderung des Verräters Mangold sich zu ergeben, um Konrads Verzeihung zu

erhalten, standhaft zurück, tötet den Grafen an der Leiche Werners und fällt mit dem Namen des Freundes auf den Lippen als ein Held.

So sind die Freunde, welche für einander gelebt, auch für einander gestorben. Ihr Name aber wird im deutschen Volke unvergessen bleiben und

„Rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt
Vom Herzog Ernst und Werner, seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt.“

7.

Des Philotas Entwicklung vom Kinde zum Helden.

Daß auf die Entstehung des in kurzer, knapper Sprache geschriebenen Trauerspiels „Philotas“ die Eindrücke, welche Lessing aus der Beobachtung des siebenjährigen Krieges empfing, am nachhaltigsten gewirkt haben, beweist der kriegerische Geist, der das kleine Kunstwerk durchweht. Ueberdies scheint auch die Freundschaft des Dichters für den heldenmütigen Major von Kleist und die hohe Verehrung und Bewunderung, mit welcher er den Thaten Friedrichs des Großen folgte, von bestimmendem Einflusse gewesen zu sein auf die Darstellung des Heldenjünglings, nach dem er das Stück benannt hat. Denn wir begegnen in dem Drama nicht nur zahlreichen Aeußerungen und Anschauungen, welche auffällig an Aussprüche des großen Königs und seines Offiziers Kleist erinnern, sondern die rasche Entwicklung des Philotas zum Helden fordert auch geradezu zum Vergleiche auf mit der Schnelligkeit, mit der sich der kunstliebende, lebenslustige junge Kronprinz Friedrich bald nach seiner Thronbesteigung in den heldenhaften Fürsten verwandelte, dessen kriegerischer Ruhm die Welt erfüllte.

Der Dichter selbst macht auf die wunderbare Vermischung der Eigenschaften eines Kindes und eines Helden in dem Charakter des jugendlichen Philotas aufmerksam. Daß dieser dem Alter nach in der That ein an der Grenze der Jünglingsjahre stehendes Kind ist, geht aus dem Umstande hervor, daß er erst seit sieben Tagen das männliche Kleid angelegt hat und als ein Kind bezeichnet wird von seinem Freunde Parmenio und von dem Feinde, der ihn gefangen nimmt.

Auch sein Charakter ist nicht frei von den Fehlern, die vorzugsweise der ersten Jugend eigen zu sein pflegen. So besitzt er den bekannten Jünglingsfehler, sich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten, als er es in Wirklichkeit ist. Er übertreibt das Gefühl des Unglücks über seine Gefangenschaft, wenn er sich einen Elenden nennt, für den nach dem Schimpfe der Entwaffnung nichts mehr schimpflich sei, und wenn er, da er vor Scham sterben zu müssen vermeint, auf den Gedanken kommt, sich den Verband aufzureißen. Ebenso überschreitet er das Maß in der Freude über die Erlaubnis seines Vaters, in den Krieg ziehen zu dürfen, wenn er nach einer schlaflosen Nacht sich schon vor Tage vom Lager erhebt, um vor Beginn des Kampfes ein Roß müde zu spornen, und beim Anblicke des Feindes in Entzücken gerät. Darin, daß er den Gegner dann allzufeurig und unüberlegt angreift, zeigt er jugendliche Unbedachtsamkeit. Endlich ist er nicht ohne eigensinnigen Trotz, der sich bis zur Verleugnung des Verstandes steigert, wo er auf das vermeintliche Recht seines Vaters zum Kriege pocht

Diesen nicht geringen Fehlern stehen andererseits größere Vorzüge gegenüber, wie sie besonders die Zierde der Jugend sind. Mit gewinnender Liebenswürdigkeit schließt er sich dem alten Haudegen Parmenio an und weist mit edler Bescheidenheit die Bewunderung des feindlichen Königs und das Lob zurück, das er wegen seines Mutes und seiner Tapferkeit im Kampfe, wo er sich wie ein „kleiner Dämon“ wehrt, durchaus verdient. Diese Tapferkeit ist wiederum eine Folge seiner Ruhmbegierde und seines feinen, empfindlichen Ehrgefühls, das sich auch in strenger Wahrheitsliebe und lebhaftem Abscheu gegen die Lüge äußert. Ohne irgend etwas zu beschönigen, fällt er über sein eignes Verhalten ein Urteil, das eher zu scharf als zu milde das Richtige trifft, wie er denn überhaupt mit diesen Eigenschaften des Herzens auch die eines klaren Kopfes verbindet, der ein sicheres Verständnis der ihn umgebenden Menschen und Verhältnisse, der politischen Lage und seiner Aufgabe als Königsohn ermöglicht, was am deutlichsten aus seiner Unterredung mit Parmenio hervorgeht.

In solchen Charaktereigenschaften liegen schon die Keime des künftigen Helden, zu dem sich Philotas durch den Entschluß zu sterben entwickelt. Dieser Entschluß steigt in ihm auf bei der Nachricht, daß auch der Sohn des feindlichen Königs, Polytimet, in die Gefangenschaft seines Vaters geraten sei, als Aridäus in übergroßer Vorsicht einen Boten an des Philotas Vater zu senden vorschlägt, damit dieser nicht etwa auf den Gedanken komme, daß sein Sohn an seinen Wunden gestorben sei.

Ein inniger Dank an die Vorsehung dafür, daß sie ihm dieses Rettungsmittel aus seiner Schande gezeigt, beginnt des Philotas Vorbereitungen zur Ausführung seiner Absicht. Nach einer ruhigen Prüfung seiner Schuld beseitigt er die jedem Wesen angeborene Furcht vor dem Tode durch eine besonnene Betrachtung, deren Ergebnis die Ueberzeugung ist, daß ein Mann und Held sterben lernen müsse, da er höhere Güter kenne, als das Leben. Nachdem er, so innerlich entschlossen, die äußeren Hindernisse, welche seinem Vorhaben entgegenstehen, dadurch fortgeschafft hat, daß er einerseits seine Auswechslung gegen Polytimet mit geschickter Verbergung seiner Absicht verhindert, andererseits dem Mangel eines Schwertes so abhilft, daß er noch einmal das nach diesem Schmucke sich sehrende Kind spielt, führt er, sobald er das Schwert erhalten, ohne Reue und Zögern seinen Entschluß schnell aus.

Er sucht sich nämlich gleichwie in einer Vision vor der zum zweiten Male ihm drohenden Schande in der Weise zu schützen, daß er sich, während er im Kampfgewühle sich von Feinden umringt wähnt, das Eisen in die Brust stößt.

Die Worte des Zurücksinkenden: „das wollt' ich“, führen wieder in die Wirklichkeit zurück und zeigen dem entsetzten Könige Aridäus, daß Philotas mit Ueberlegung sich den Tod gegeben hat, nicht nur, um mannhaft seine Schuld zu sühnen und seine Ehre wieder herzustellen, sondern auch zum Wohle seines Vaterlandes, um das Blut der Unterthanen seines Vaters zu schonen und seinen Völkern den ersehnten Frieden zu bringen.

Einer solchen Heldengröße gegenüber kann selbst der Feind an den Drohungen, die er im Zorne über den ihm entgangenen Vorteil ausgestoßen hat, nicht festhalten. Beschämt und hingerissen von Bewunderung für den herrlichen Jüngling scheidet Aridäus versöhnt von dem sterbenden Prinzen, in dem er den „größeren Sieger“ erkennen muß.

Wie gedenken die Dichter der Befreiungskriege unserer Königin Luise?

In der unglücklichen Zeit, als das Reich Friedrichs des Großen nach den blutigen Schlachten bei Jena und Auerstädt zusammenbrach, und die Heere des übermütigen Siegers unser Vaterland überschwemmten, so daß die königliche Familie bis an die Nordgrenze ihres Reiches flüchten mußte, beschäftigte sich das Volk besonders mit der edlen Gestalt der Königin Luise, an welcher vorzüglich um ihrer gewinnenden Anmut und reinen Herzensgüte willen die Herzen aller Preußen hingen. Und wenn die im Kreise ihrer Angehörigen glückliche Fürstin, die als Gattin und Mutter allen deutschen Frauen ein leuchtendes Vorbild war, von ihrem treuen Volke innig geliebt wurde, so ward die königliche Dulderin in dem Unglück ihres Hauses und Landes wie eine Heilige verehrt.

Diesen Gefühlen geben besonders beredten Ausdruck die Dichter der Befreiungskriege, von denen es nur Max von Schenkendorf vergönnt war, die Tugenden der Lebenden in tief empfundenen Gedichten zu preisen. Nur zu bald mußte er den frühen Tod der Königin beklagen, da der Sturm die schöne Königsrose nicht verschonte. Er tröstet den zurückgebliebenen Gemahl wegen des schweren Verlustes durch den Hinweis auf das mit ihm trauernde Volk, das betend zu der Verklärten aufschauet.

In ähnlicher Weise gedenkt Friedrich Rückert wehmütig ihres schnellen Dahinscheidens in dem Gedichte „Magdeburg“, in welchem er eine poetische Schilderung der Unterredung zu Tilsit giebt, in der die unglückliche Fürstin sich um des Wohles ihrer Länder willen vor dem stolzen Franzosen demütigte. Weil Luise hier um die Rückgabe Magdeburgs gebeten, nennt der Dichter sie die Schutzheilige dieser Stadt.

Auch Theodor Körner bezeichnet die im Todesschlummer ruhende Königin, vor deren von Rauchs Künstlerhand gemeißelter Büste der Sänger in stiller Betrachtung sinnend steht, als den Schutzgeist des deutschen Volkes und den guten Engel für die gute Sache. Wenn der Rachekrieg, der die Schmach endigen soll, beginnt, dann wird die deutsche Frau erwachen als ein Schutzgeist des deutschen Volkes, und ihr Name wird das Lösungswort zur Vergeltung sein. Das Bild der Verklärten soll auf den Fahnen der Kämpfer diesen voranschweben, welchen unter dem Beistande der Heiligen der Sieg sicher ist. So wird der Segen Luisens mit ihren Kindern sein, die mit einem Blick auf ihre Feldzeichen nicht nur furchtlos sondern auch freudig dem Tode entgegen gehn, weil sie die Gewißheit haben, daß die Verewigte die Gefallenen in ihre himmlische Klarheit aufnehmen werde.

Solche Hoffnungen und Gebete der Dichter sind denn auch in Erfüllung gegangen. Die hehre Gestalt der Königin Luise ist jedem echten Deutschen unvergeßlich, und die Fürstin wird stets die Schutzheilige ihres Volkes bleiben. In diesem Sinne hat auch ihr greiser Sohn an dem Grabe seiner Mutter um ihren Beistand gebeten, als der Erbfeind im Jahre 1870 von neuem die Sicherheit des Vaterlandes bedrohte. Und so hat ihr Andenken zum zweiten Male ihr Volk begeistert und zu den herrlichsten Siegen geführt.

Der Schluß der Abhandlung erscheint im nächsten Programm.

H. v. Guericke.